

(Nachdruck verboten.)

28]

## Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von W. Andersen Negro.

In den Werkstätten saßen die Lehrlinge und hämmerten billiges Schuhzeug auf Lager zusammen, jeden Frühling befrachteten die Schuster gemeinsam eine Schute und schickten Schuhzeug nach Island, das half immer eine Strecke weiter. „Gebt ihm Ohrfeigen,“ mußte der Meister immer wieder von neuem wiederholen, „wir kriegen nicht viel dafür.“

Mit dem Stillstand tauchten ernste Fragen auf. Viele Arbeiter standen schon dem Elend gegenüber, und es hieß, dem Armenwesen würde es schwer werden, allen, die um Unterstützung einkamen, Hilfe zu gewähren. Die Wohltätigkeit war in voller Wirksamkeit. „Und dabei ist das gar nichts gegen da drüben. Da soll die Arbeitslosigkeit nach Zehntausenden zählen, hab' ich gehört,“ sagte Väcker Jörgen.

„Wobon die denn woll leben mögen, all die Zehntausend Aermsten, wenn die Arbeitslosigkeit so groß ist,“ sagte Bierregrab. „Es kann schon schlimm genug sein mit der Not hier in der Stadt, wo doch jeder Meister für das tägliche Brot von seinen Leuten sorgt!“

„Hier leidet keiner Not, wenn er nicht selbst will,“ sagte Zeppe. „Wir haben ein gut organisiertes Armenwesen.“ „Du bist wohl Sozialdemokrat geworden, Du, Zeppe,“ sagte Väcker Jörgen, „Du willst die ganze Geschichte dem Armenwesen aufhalsen.“

Holzbein-Larsen lachte. Das war eine neue Auslegung. „Ja, was wolln sie denn eigentlich? Denn Freimaurer sind sie ja nicht. Es heißt, daß sie da drüben den Kopf wieder herausstecken.“

„Ach, das is woll so was, was mit der Arbeitslosigkeit kommt und geht,“ sagte Zeppe. „Etwas müssen die Leute ja vornehmen. Vorigen Winter kam ein Sohn von Segelmachers nach Haus, der war es woll so im geheimen. Aber die Eltern haben es nie eingestehen wollen, und er selbst war ja so klug, daß er sich wieder da herauszog.“

„Wär' er mein Sohn, so hätt' er 'ne Tracht Prügel befehen!“ sagte Jörgen.

„Ob das nicht solche sind, die sich auf das tausendjährige Reich vorbereiten, von der Sorte haben wir ja auch einige?“ sagte Bierregrab bescheiden.

„Meinst Du die armen Tröpfe, die an den Uhrmacher mit seiner neuen Zeit glauben? Ja, das kann ja gern sein,“ sagte Zeppe höhlich. „Aber ich hab' gehört, es soll jovicel Schlechtes in ihnen sein. Es ist wohl eher der Antichrist, von dem die Bibel ja auch weißsagt.“

„Ja, aber was woll'n sie denn eigentlich?“ fragte Jörgen. „Worauf geht ihre Verrücktheit denn eigentlich hinaus?“

„Was sie woll'n,“ Holzbein-Larsen nahm sich zusammen. „Ich bin mit einer Menge von Leuten zusammengewesen, soweit ich es verstehen kann, woll'n sie das Recht haben, der Krone das Geldmachen wegzunehmen und es an jedermann zu geben. Und das Ganze woll'n sie umstürzen, das ist ganz sicher.“

„Na,“ sagte Meister Andres, „das, was sie wollen, ist, glaube ich, ganz gut, aber sie erreichen es nur nie. Ich weiß ja auch ein wenig Bescheid darüber durch Garibaldi.“

„Aber was woll'n sie denn, wenn sie die Welt nicht umstürzen woll'n?“

„Was sie woll'n? Ja, was wollen sie — daß alle gleich viel haben sollen?“ Meister Andres war unsicher.

„Denn sollt' also der Schiffsjunge ebensoviel haben wie der Kapitän, ne, zum Teufel auch noch mal!“ Der Väcker schlug sich auf die Schenkel und lachte.

„Den König woll'n sie nu auch abschaffen,“ sagte Holzbein-Larsen eifrig.

„Wer zum Kukud soll uns denn regieren, denn käme der Deutsche woll gleich angelaufen. Das is denn doch das schlimmste, daß dänische Leute ihr eigenes Land dem Feind ausliefern wollen! Ich wundere mich bloß, warum man die nicht ohne Gesetz und Urteil niederschleßt! Hier auf Bornholm gewinnen sie doch nie Einlaß.“

„Das kann man gar nicht wissen!“ Der junge Meister lachte.

„Zum Teufel auch, wir stell'n uns alle am Strand auf und knallen auf sie los. Lebendig soll'n sie nie an Land!“

„Und denn is das Ganze woll so'n armeliges Gefindel,“ sagte Zeppe. „Ich möcht' woll wissen, ob da auch bloß ein ordentlicher Bürger zwischen is.“

„Natürlich sind es immer die Armen, die über das Elend klagen,“ sagte Bierregrab, „darum hat die Sache auch nie ein Ende.“

Väcker Jörgen war der einzige, der was zu tun hatte, es mußte schlimm kommen, wenn die Leute an Fleisch und Belag abknappsten, um so mehr Brot aßen sie. Oft ließ er sich Zeppe's Lehrlinge, damit sie ihm beim Teigneten helfen sollten.

Aber guter Laune war er nicht. Da war ein ewiges Geschimpf auf Sören bei offenen Türen, weil dieser nicht an seine junge, dralle Frau ranvolutte. Der alte Jörgen hatte ihn mit eigenen Händen genommen und zu ihr ins Bett gepackt, aber Sören weinte sich von der ganzen Sache weg und zitterte wie ein neugeborenes Kalb.

„Ob er am Ende verhezt is?“ fragte der alte Meister Andres.

„Jung und hübsch is sie, da is auch nich das Geringste an ihr auszusehen, und wir haben ihn den ganzen Winter mit Eiern gefüttert. Sie muß nun rumgehen und den Kopf hängen lassen und kriegt keinen Besuch von ihm. Marie, Sören — ruf ich, um Leben in sie reinzubringen — er soll affurat solch Deubel werden, wie ich gewesen bin, hört Jhr! Sie lacht und wird rot, aber Sören, der verkriecht sich bloß. Eine wahre Schande is es, so niedlich, wie sie in jeder Beziehung is, das hätt' man in meinen jungen Tagen sein soll'n, Du!“

„Du bist ja noch jung genug, Oheim Jörgen!“ lachte Meister Andres.

„Ja, beinah könnt man dazu kommen, wenn man so mit ansehen muß, was für ein großes Unrecht vor den eigenen Augen begangen wird. Denn siehst Du, Andres, ich bin woll ein Schweinigel in bezug auf so allerlei gewesen, aber ein munterer Bursch, der bin ich auch gewesen; die Leute mochten immer gern mit mir zusammen an Bord sein. Und Kräfte hab' ich auch gehabt zum Saufen, zu einem Mädchen und zu harter Arbeit bei bösem Wetter. Das Leben, das ich geführt hab', is gar nich übel gewesen, ich würd' es gleich noch einmal wieder durchmachen. Aber Sören, was is das für ein verirrter Jammerlappen, der nich wieder reinfinden kann. — Wenn Du mal mit ihm schnaden wollest, Du hast ja Macht über ihn.“

„Ich will es gern versuchen.“

„Danke, aber hör mal, ich glaub', ich bin Dir noch Geld schuldig.“ Jörgen nahm zehn Kronen und legte sie auf den Tisch, indem er ging.

„Belle, Du Teufelsjunge, kannst Du eine Besorgung für mich machen!“ Der junge Meister hinkte in die Zuschneidekammer, Belle folgte ihm auf den Fersen.

Hundertmal war der Meister in der Haustür, lief aber gleich wieder hinein, er konnte die Kälte nicht vertragen. In seinem Blick träumten andere Länder mit milderer Witterung, er sprach von seinen beiden Brüdern, von denen der eine drüben in Südamerika verschollen war; wohl gemordet. Aber der andere war in Australien und hütete Schafe; er verdiente mehr damit als der Stadtrichter an Gehalt hatte, und war der tüchtigste Boxer im Umkreis. Dann verfiel der Meister die blutlosen Hände ineinander und ließ sie geballt auf Belles Rücken niederfallen. „Das nennt man Boxen,“ sagte er überlegen. „Bruder Martin kann einen Mann mit einem Schlag zum Krüppel schlagen. Er wird dafür bezahlt, psui Kukud!“ Der Meister schauderte. Der Bruder hatte sich mehrmals erboten, ihm eine Fahrkarte zu schicken, aber das verdamnte Bein. Willst Du mir sagen, was ich da drüben anfangen soll, willst Du mir das sagen, Belle!“

Belle mußte täglich Bücher von der Leihbibliothek holen und lernte bald, welche Schriftsteller die spannendsten waren. Er versuchte auch selbst zu lesen, konnte aber nicht damit zurecht kommen; es war amüsanter, bei der Schlittschuhbahn zu stehen und zu frieren, und zuzusehen, wie die andern über das Eis hinjagten. Aber von Worten ließ er sich spannende Bücher nennen und brachte sie dem Meister, so den „fliegen-

Den Holländer". — „Das ist ein Dichterwerk, Herr du meines Lebens!" sagte der Meister und erzählte Djerregrav den Inhalt wieder, den dieser für Wirklichkeit nahm.

„Du hatt'st Anteil an der großen Welt; haben soll'n, Du, Andres, ich für mein Teil tue am besten, hier in der Heimat zu bleiben. Aber Dir is es zgedacht, das sag' ich."

Die große Welt," sagte der Meister höhnlisch. Da er nicht teil daran haben konnte, war sie ihm nicht groß genug. „Wenn ich auszöge, wollte ich den Eingang in das Innere der Erde suchen, auf Island soll es solche Eingänge geben. Spazig wäre es auch, eine Fahrt auf den Mond zu machen; aber das bleibt wohl eine ewige Lüge."

Zu Anfang des neuen Jahres kam der verrückte Anker und diktierte dem Meister einen Freierbrief an die älteste Tochter des Königs. „Dies Jahr muß er doch woll antworten," meinte er grübelnd. „Die Zeit vergeht und das Glück entschwindet, ohne daß Viele teil daran bekommen; wir haben die große Zeit sehr nötig."

„Ja, das haben wir," entgegnete Meister Andres. „Aber wenn nun das Unglück wollte, daß der König nicht will, dann bist Du doch woll Manns genug, die Sache allein zu deichseln, Anker!"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Vater.

Von E. Viebig.

So war es nun schon seit Jahrzehnten, seit Hundert Jahren und mehr zu Scheidweiler gewesen. Wenn da ein „dicker" Bauer war, einer, der Roggen und Gerste baute, Kartoffeln und Runkeln, der Wiesen, sogar ein Stück Busch besaß, seine sieben Kühe im Stall stehen hatte und seine drei Pferde, so heiratete bloß der älteste Sohn; die anderen Söhne die blieben ledig. Sie arbeiteten als Knecht auf dem Hof, verdienten sich beim Bruder ihr Essen und Trinken, ihren Tabak, ihre Kleidung, alles, was sie zur Notdurft des Lebens brauchten.

Der Herr Pastor mochte dagegen sagen, was er wollte. So war es immer gewesen, so mußte es auch fürder sein. Wie sollte denn sonst ein Vermögen zusammenhalten und der dicke Bauer ein dicker Bauer bleiben?! Es gab der großen Höfe an die fünf, sechs zu Ober- und Niederscheidweiler; kein anderes Dorf weit rundum in der Eifel konnte so viele aufweisen; mit Stolz zählten die Scheidweiler ihre dicken Bauern her.

Da war vor allem der Kammerer an der Kammerer-Ed' — der war der dicke. Sechs Brüder arbeiteten aber auch für den. Sie waren ihrer sieben — o je, wenn jeder Sohn auf dem Kammerer-Hof hätte heiraten wollen! Dann schoben sich die Aeder nicht mehr wie ein großer Keil weit hinein in Hasborner Land, und der Busch wäre dann schon längst geschlagen, und es würde dann auch nicht alle Jahre noch Vieh zugekauft. So aber konnte der Jakob, der Älteste, der noch dazu eine vermögliche Frau hatte, sich auch schlechte Zeiten ruhig mitansetzen, konnte seine Töchter zu den lieben Nonnen tun und seinen einzigen Jungen in Trier auf der hohen Schule all das lernen lassen, was auch ein Eifler Dickschädel lernen kann, wenn er Geld hat.

Stolz schritt Jakob Kammerer am Sonntag vor seinen Brüdern her zum Hochamt; der Toni, der Hannes, der Peter, der Michel, der Hubert, der Arnold ließen ihm ganz selbstverständlich den Vortritt, und wenn nach dem Amt auf dem Kirchhof noch ein paar von den großen Bauern zum Jakob stießen, standen sie als Chor hinter ihm und sagten bescheiden ihr Ja.

Es hatte eine Zeit gegeben, da war es dem Toni, dem zweiten Kammerer, nicht so leicht angekommen, sich drein zu schiden, daß er nicht heiraten sollte. Er hätte gern ein Weib genommen; er hatte das Bedürfnis danach. Oft, wenn er auf dem Acker arbeitete, seine Pflugschär die Erde aufriß, deren Schoß für den Samen vorzubereiten, wenn der Duft der frischen Scholle dann zu ihm emporsstieg, erdiger Kraft, laulicher Feuchte voll, ihn förmlich betäubend mit ihrem Wohlgeruch, dann hätte er aufbrüllen mögen wie der Stier, dem man einen eisernen Ring durch die Nase gezogen und ein Brett vor die Hörner gebunden hat. Wenn dann der Älteste, der gerade jetzt ein junges Weib genommen hatte, mit dem er im Ehebett der verstorbenen Kammerers schlief, das er auf den Raden passierte, wenn sie alle miteinander bei der Abendsuppe saßen, sich auf den Acker sehen ließ, dann blinzte ihn der Zweite von unten herauf mit klein-zugekniffenen rotunterlaufenen Augen an: sollte der alles haben, nicht nur Hof und Acker, auch ein Weib?!

Dann gab es Nächte, in denen der Toni nicht schlafen konnte trotz aller Ermüdung, in denen er sich ruhelos warf, wenn er sich's auch wieder und immer wieder wie eine Litanei herzagte: es konnte nicht anders sein, es mußte so sein, es war immer und immer so gewesen. Und waren denn die anderen Brüder nicht ebenso schlimm daran wie er? O nein! Der Hannes war erzdumm, der dachte an gar nichts; der Peter war erzkomm, der dachte auch an so etwas nicht; der Michel war ein Spieler, dachte nur an Karten und Kartengewinn; der Hubert war wie sein Schutzpatron nur aufs Jagden bedacht; und der Nolde, der soll. Sie hatten alle ihr Pfäfer gefunden — nur er fand es nicht.

Die Mädchen, die der Toni gern kareffiert hätte, ließen sich nicht mit ihm ein. Man mußte zu Scheidweiler ganz genau, was man sich schuldig war. Es wäre keine mit ihm am Abend in den dunklen Busch spaziert; es würde sich doch keine von einem zur „Ruhfid" führen lassen, der sie nicht heiraten konnte.

In ohnmächtiger Verzweiflung knirschte Toni Kammerer mit seinen starken Zähnen, steckte sich die Häufte ins Maul und biß auf sie. Der Pastor gab ihm auf, zehn Rosenkränze zu beten — zwanzig — fünfzig — er betete sie, leichter wurde es ihm darum doch nicht.

Und der geistliche Herr, der selber noch nicht in den Jahren war, denen alle Versuchungen fernliegen, eiferte gegen diese Unsitte, wie er das altgewohnte Herkommen nannte. Er sprach darüber, nicht nur leise mit den Gemeindegeldsten, nein, auch ganz öffentlich, laut von der Kanzel. Man war empört. Im Gemeinderat saßen die dicken Bauern — der Geistliche wurde verseht. Und ein anderer kam, der wußte nichts von der Seele Nöten.

Um diese Zeit dinge einer im Dorfe eine Magd, die war von weiter her. Von sehr weit her mußte sie sein, denn sie wußte nicht, wie es in Scheidweiler Mode war; sie ließ sich in den dunklen Busch spazieren führen, und sie ging mit zur Ruhfid. Sie war schwarz wie eine Zigeunerin, und sie war auch gern lustig. Wo immer eine Fidel kragte, mußte sie sein, und wenn ihr Bauer ihr keinen Ausgang gab, so stieg sie nachts heimlich aus ihrem Kammerfenster und erschien frisch geträubt und mit roten Lippen und blieb bis zum Mehraus. Die schwarze Anna war wild, aber sie war doch ein gutes Ding, sie erbarnte sich eines jeden.

Jahre gingen hin; die fremde Dirne war längst nicht mehr im Dorf. Wo sie hingekam war, wußte kein Mensch, und es fragte auch keiner danach.

Im Dienst bei dem Bauern hatte die schwarze Anna nicht lange mehr bleiben können — zudem mochte sie sich lieber müde tangen als müde arbeiten —, sie hatte sich bei einem armen Weibe seitab ein Kämmerchen gemietet. Aber auch da litt die Gemeinde sie nicht. Man mußte sich ja wahrlich schämen vor Hasborn und Rüdlen, vor Oßlingen und Hontheim — sie war ein Aergernis, sie mußte weg. Und wenn sich das Frauzimmer auch anstellte und weinte und schimpfte und schrie und die Hände rang: wo sollte sie denn nun hin mit ihrem kleinen Kind?! — es half ihr nichts. Der Gemeinderat war sich einig: das Kind mußte fort. Das Kind — hm ja, das Kind würde man dabehalten; das würde man ihr abnehmen um Gotteslohn.

Auch darin war sich der Gemeinderat einig gewesen, daß man den kleinen Jungen nicht so hinausstoßen konnte, hinausstoßen durfte, denn — in dem lauten Disurs der Sitzung war plötzlich eine peinliche Stille entstanden, mit verlegenen Blicken hatte der eine den anderen von der Seite angesehen — denn konnte man wissen, ob nicht der oder jener ledige Bruder, den man bei sich auf dem Hofe sitzen hatte, des Jungen Vater war?!

Das Frauzimmer hatte der Gendarm auf den Trab gebracht, nie mehr hatte jemand von ihm gehört; der Junge war geblieben. Die Gemeinde Scheidweiler hatte eine milde Hand gehabt in diesem Fall, das greinende Kind in Pflege gegeben bei einer alten Wittib. Nun, da es groß genug war, um Ziegen zu hüten oder dem alten Gemeindegirren die Kühe zuzutreiben, den lässenden Hund zu erjehen, kam der Josef reichum zu den Bauern. Er ach sich durch. Und bald ließ ihm der Bauer ein Paar Hofen machen, bald der einen Kittle; bald schenkte ihm einer ein neues Wams und jener ein Paar Schuh. Und all die Ledigen schauten nach ihm, als ginge er sie besonders was an.

Wenn der Josef auf den Kammererhof kam, sagte der Hannes gewiß bewundernd: „E geiseit Jüngelche!" Der Peter schenkte ihm ein Heiligenbildchen, ein schönes buntes, das dazu noch geweiht war. Der Michel brachte ihm's Kartenpielen bei und wie man es machen muß, daß auch schlechte Karten gewinnen. Der Hubert lehrte ihn Fahrten kennen und das Wild beschleichen, und der Nolde hatte seinen Spaß daran, wenn der Junge an der Flasche sog, daß ihm die Augen übergingen. Und alle sprachen sie, wenn der Rosfgänger unten am Tisch saß und sich vollstoppfte, daß er bald platze: „Laohf hân noren saat kriehn!"

Nur der Toni sagte nichts. Sein Blick ruhte aber zuweilen verstohlen auf dem runden Knabengesicht: ein lildhübcher Jung, ganz wie die Anna, der gleiche kirschröte Mund, Augen wie schwarzer Sammel! Er vermochte es schwer über sich, den verstohlenen Blick wieder abzuwenden. — —

Josef ging nun in die Schule, aber er lernte nicht gern. Dem Herrn Lehrer warf er das Fenster ein, und als die Frau Lehrer ihn dabei erwiichte, streckte er ihr die Zunge heraus. Auch daß er beim Herrn Pastor über den Zaun stieg, Aepfel zu pflüden, war nicht fein, aber er war eben so munter. Pah, das waren doch nur lauter lustige Jüngensstreiche, kein richtiger Jung, der so was nicht tut! Er hatte Fürsprecher genug; sie schmunzelten über den ledigen Burschen.

Wer hätte dem Josef auch gram sein können?! Wenn er, die Hände in den Hosentaschen, eine Pelzmütze schräg auf dem Kodenkopf, gemäßlich die Dorfstraße herunterstieg, sah er nicht aus wie einer, der aus Gnade und Barmherzigkeit von der Gemeinde gehalten wird. Schon wieder hatte er neue Bugen an, und eine richtige Uhrkette klapperte und klinkerte ihm vorn auf dem Wams. Und jetzt steckte sich der Venel noch gar eine Zigatte in den Mund und passete wie ein Alter. Wie groß er war, und war doch erst vor kurzem zur ersten heiligen Kommunion gegangen — wahrhaftig ein

Staatsjunge! Es hatte keiner das Herz, an dem Josef zu meistern oder ihn gar hart anzulassen.

In manchen Herzen glomm beim Anblick des Josef ein Funken auf: war er das Angedenken an eine zärtliche Stunde? Sie lächelten in sich hinein. Und dieses Lächeln war immer da, wenn sie den Jungen ansahen.

Toni Kammerer lächelte nicht. Er war griesgrämig, unfreundlich und auch etwas stumpf geworden. Von den Stürmen, die ihm einst Leib und Seele durchrüttelt hatten auf saathaischender Acker-scholle, wußte er jetzt nichts mehr. Er verlangte nach nichts mehr, nur nach seiner Peise und daß man ihm seinen Platz am Tisch einräumte, wenn er sich draußen müde getrottet hatte über Stoppeln und Furchen, sich abgesehakt mit Säen und Mäen, mit Hacken und Pflügen von Sonnenuntergang bis Niedergang. Sein rundes Gesicht mit dem frischen Braunrot war wie Leder geworden, sein einst so gerader Rücken hatte sich schon ein wenig gekrümmt. Er war noch ein Mann in den besten Jahren und doch, wenn man ihn so hinter dem Pflug hersteigen sah, mit steifen, langsamen Beinen, die Mühe tief in die Stirn gerückt, die Augen ohne Glanz und Helle zu Boden gerichtet, dann konnte er einem schier zehn Jahre älter bedünlen als der Älteste von Kammererhof. Der Jakob war breit und rot, so laut und wohlgefaunt, wie der hagere Toni still und verdrossen schien. Dem lohnte es kaum, die Peise aus dem Mund zu nehmen, „Dag“ zu sagen und dann auszuspuhen. Aber er verstand zu arbeiten und auch andere zur Arbeit anzuhalten, und darum tat man den Scheidweiler Josef, als der nun aus der Schule kam und lernen sollte, sich sein Brot verdienen, zum Kammerer hin.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Hygiene-Ausstellung in Dresden.

### V. Der Mensch.

Was wissen wir alles vom Menschen und doch wie wenig wissen wir von ihm! Das heißt, wie wenig wissen wir von uns selber! Es ist doch schließlich all dieses Wissen nicht mehr, als die Schicht Entengrube, die auf dem tiefen stillen Wasser des Reiches schwimmt. So sehr auch das künstlich um das tausendfache vergrößerte Auge, das Mikroskop, in die Tiefen der organischen Materie eindringt, so bleibt jenseits dieser unnatürlich weit vorgeschobenen Sichtbarkeitsgrenze doch immer noch die tiefe Schlucht, hinter der das Lebensrätsel schlummert; keine Theorie, kein Experiment, keine Synthese hat sie noch überbrückt.

Die Populäre Halle, die in der Achse des Haupteinganges liegt, läßt von ihrem Architrav in goldenen Lettern das stolzgeschwellte Wort: „Der Mensch“ herableuchten. Vielleicht treten wir in diesen Tempel des Menschen ein mit Schauern, das Bild zu Saiz zu erbliden. Im fernen Hintergrunde leuchtet uns eine mattgoldene Menschengefalt entgegen, eine prächtige Plastik: ein schöner Jüngling, in der Stellung des Betenden, aufwachsend zur Höhe, von der das Licht, die Mutter des Lebens, kommt. Aber wir empfinden hier auch sofort die Erdschwere: der Jüngling ist zimperlisch, denn er trägt ein Feigenblatt. Wessen Angebinde das ist, weiß ich nicht; die anderen nackten Menschenfiguren, so der prächtige Ballwerfer am Eingang des Sportplatzes, kommen ohne Feigenblatt aus. Jedenfalls ist das Feigenblatt, dieses Wappenschild der Lartüfferie, hier an der allerberühmtesten Stelle. Bei der Eröffnungsfeier waren unter diesem Menschenabbilde die goldenen Sessel der allerhöchsten Herrschaften aufgestellt: vertruug sich die Byzantineri vor diesen goldenen Sesseln nicht mit der Wahrheit eines unberüllten Menschenabbildes?

Die Populäre Halle ist nach der Systematik eines Lehrbuches eingerichtet; in logischer Folge sollen die einzelnen Abteilungen dem Besucher die Möglichkeit geben, seinen Körper in seinen Grundlagen, seinen Organen, seinem Aufbau zu erkennen und dann weiter die Ernährungsgeese und die Lebensformen nach ihrer hygienischen Bedeutung zu verstehen. Wir folgen in der Besprechung diesem Plane, weil er als Ausstellungsprinzip sehr vernünftig ist; nur werden freilich die wenigsten Besucher diesem lehrhaften Ausstellungsplan vollständig folgen können, weil sie dann mit dieser einen Halle für einige Tage zu tun hätten; die Ausstellung hat aber über 50 Hallen! Natürlich aber kann die Besprechung dieser Halle nur eine kurze Uebersicht sein, weil sonst, beim Eingehen auf jede Einzelheit, wieder ein geschriebenes Lehrbuch entstehen müßte!

Der erste Saal zeigt in vielen Mikroskopen die Grundlagen des Lebens; es sind auch die neuen Reih-Figmondschen Mikroskope darunter, bei denen der Fokus nicht mehr von unten, sondern von der Seite aus beleuchtet wird, so daß ganz außerordentlich deutliche Bilder der mikroskopischen Dinge entstehen. Dem Laien gibt diese große Sammlung von Präparaten aus der unseren natürlichen Sinnen sonst verschlossenen Kleinwelt reiche Gelegenheiten, zu begreifen, daß die Welt gar nicht da zu Ende ist, wo die Empfindung unserer unbewaffneten Augen aufhört. Er blickt in den wunderbaren Aufbau seiner Organe hinein und er erkennt die wunderbare Architektur, in der jeder Hautspitzer, jede Haarmurzel, jedes Muskelfaserchen, jeder Schleim- oder Bluttröpfchen aufgebaut ist. Immer wieder und immer wieder teilen sich diese winzigen Einzelheiten in noch Kleineres, und man beginnt zu verstehen, daß auch das

beste Mikroskop nicht über die Grenze hinweg zu tragen vermag, die uns den Weg der Erkenntnis zum Urgrund des Lebens verschließt. Aber welche ein Vorteil ist es doch schon, wenigstens diese beschränkte Möglichkeit zu haben: was die alten Völker mit Grauen und Schrecken erfüllte und was ihnen wie die Tat einer rachsüchtigen Gottheit erschien, was ganze Völker zur Formel einer religiösen Ergebenheit in ein von Gott auferlegtes unabwendbares Schicksal zwang, das erklärt sich uns mit Hilfe der Naturwissenschaften als ein mächtiger Kampf zwischen den Lebenskräften, denen des Großgeschöpfes und denen des Kleingeschöpfes. Eines muß mit seiner Lebenskraft sich behaupten und also siegen; da sich aber die Lebenskräfte der Kleingeschöpfe so außerordentlich schnell und unendlich öfter multiplizieren, so ist es verständlich, daß ihnen oft, zu oft der Sieg bleibt. Und seit es Leben auf der Erde gibt, dauert auch dieser Kampf um das Dasein, bis nun der zivilisierte Mensch auch hier in den Gang der Natur einzugreifen vermochte. Sehen wir die Protozoen, die Urtiere im Gesichtsfeld des Mikroskops hin und her schießen, so stehen wir an der Grenze des Lebens und wenn wir den über die ganze Ausstellung verstreuten Bakterienkulturen begegnen, so ist uns wenigstens die Vorstellung möglich, daß in diesen zum Teil wunderschönen Wucherungen dieses emsige Leben herrsche, wie wir es hier im einzelnen beobachten konnten. Kommen uns aber dann die Moulagen (Abzüge) der Infektionskrankheiten, der Lues, des Krebses usw. vor Augen, so wird ihr manchmal Entsetzen erregender Anblick, wenn auch nicht gemildert, so aber doch in den Vorbedingungen verständlich. Viel Krankheitsfurcht kann bei dem einen Besucher beschwichtigt, allerdings bei dem anderen auch viel Krankheitsfurcht ausgelöst werden.

Der zweite Saal zeigt in 14 Kojen den Menschen in seinen Organen. Die Deutlichkeit der Darstellung ist hier das leicht erkennbare Prinzip, und die eingehende Besprechung dieser Kojen gäbe Anlaß zu vielen einzelnen Abhandlungen. Die ersten Kojen zeigen das, was vom Knochengestütz zu zeigen ist, manchmal in drapiert deutlichen Beispielen. Um z. B. zu zeigen, daß nicht allein die Sehnen und Muskeln die einzelnen Knochen des Menschen zusammenhalten, sondern mehr noch der Luftdruck sie in den Gelenken aneinanderdrückt, ist eine aus Eisen gegossene Nachbildung des Hüftgelenkes mit dem Oberschenkelknochen da; die Gelenkfläche ist in die Pfanne des Beckenknochens luftdicht eingeschlossen und von der Pfanne aus mit einer Luftabgabevorrichtung versehen. Legt man den Oberschenkelknochen mit seiner Kugel in die Pfanne und stellt die Luftabgabevorrichtung an, so ist es unmöglich, beide Teile auseinander zu reißen: der atmosphärische Druck der Luft (1 Kilogramm pro 1 Quadratcentimeter) drückt sie, trotzdem sie im Gelenk beweglich bleiben, so fest zusammen. Ohne diesen Luftdruck würde der Körper überhaupt keine schwere Arbeit leisten können. Ein anderes Beispiel dieser Art illustriert die Arbeit des Herzens: ein großes zylindrisches Glasgefäß enthält 365 Liter einer blutroten Flüssigkeit und stellt die Menge des Blutes dar, die das Herz halbstündlich durch seine Kammern pumpt; da der normale Blutinhalt eines erwachsenen Menschen etwa 5 Liter beträgt, kann man sich vorstellen, wie rege das Blut durch den Körper strömen muß, wenn der Mensch gesund ist. Andere Apparate zeigen die Druckverhältnisse des Blutes oder die mechanische Kraft des Herzens, die Ventilwirkung der Herzklappen, die Verteilung und allerfeinste Verästelung der Blutadern an den einzelnen Körperstellen usw. Das leitet zur Blutbewegung über und schließlich zur Atmung, die das Blut von den organischen Organen, der Kohlensäure, reinigt und in den Lungen mit dem eingeatmeten Sauerstoff der Luft sättigt, ehe es wieder zum Herzen gelangt. Leichtverständliche Modelle erklären die muskelmechanischen Bewegungen beim Atmen.

Die empfindlichsten Organe des Körpers sind die Nerven und neben dem Blutkreislauf sind es die Nerven in ihrem wunderbar ausgebildeten System, die dem Körper die Lebensfunktionen verleihen. Die Zentrale des Nervensystems, das Gehirn mit dem Rückenmark ist an jedem noch so feinem Reiz beteiligt, der dem exponiertesten Nerv trifft; das Gehirn ist die Umschaltstelle für jede Empfindung, auch wenn sie eine unbewußte Reflexbewegung an der gereizten Stelle zur Folge hat. Eine weiße Tafel mit einer aufgezeichneten Menschengefalt lehrt das mit Hilfe blisschnell sich fortsetzender Glühlichter verstehen: eine schmerzhaft empfindung etwa an der linken Hand, sagen wir durch Verbrennen, wird die Empfindung im Augenblick nach der linken Hälfte des Gehirns leiten und dort wird der empfangene Sinnesindruck, das Gefühl im Nu auf die rechte Gehirnhälfte übergeleitet, die in Folge der Kreuzung der Nerven die Bewegungsrichtungen für die linke Körperhälfte gibt; von hier aus wandert der Nervenreiz wieder zurück zur Verbrennungsstelle und erst nachdem die Nerven in dieser Weise vorgearbeitet haben, wird die verbrannte Hand zurückgezogen werden. In Wirklichkeit erscheint uns die Schmerzempfindung und die zurückschnellende Bewegung eins: jetzt aber verstehen wir, welche Vorgänge dazwischen liegen, Vorgänge, die unser Intellekt in ihrer Schnelligkeit gar nicht zu erfassen vermag, weil er auf andere Begriffe von Zeit eingestellt ist. Hier wie in vielen anderen Abteilungen versteht man, daß das Wort des Protagoras: Der Mensch ist das Maß aller Dinge, angesichts der Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft, nur mit dem Zusatz noch annähernd richtig ist: die er sieht und begreift! — Manche sehr drastische Apparate, die das Wesen des Gefühls verständlich machen, ergänzen diese Abteilung.

In dieser Weise wird auch die Verdauung in ihren Vorbedingungen und Funktionen erläutert; wir verstehen, wie das Rauem

Die Verdauung vorbereitet und weshalb also gute Zähne die Voraussetzung guter Gesundheit sind. Wir sind erstaunt, welche Kraftleistungen wir beim Kauen vollbringen. Wer eine Nuß aufbeißt, wendet hierbei soviel wie den Druck eines Zentners an. — Gegenüber sind die Empfindungen des Geschmacks und des Geruchs illustriert; ein ins Riesige vergrößertes Modell eines Quadratzentimeters von der Zungenoberfläche schiebt mit seinen Schmelzwärzen wie ein Blumentohlbeet aus. Wir lernen auch, daß die Nase nur sozusagen Geruchsorgan ist, denn nur der 25. Teil ihrer Schleimhaut ist mit Geruchsnerven ausgestattet; je größer die Nase, desto größer muß dieser 25. Teil und also umso entwickelter der Geruchssinn sein — das ist soweit logisch, nur wird es freilich mehr auf die Geruchsnerven, als auf die Nasennummer ankommen.

Ein riesengroßes Ding ist das um das Vielfache vergrößerte Modell des inneren Ohrs. Apparate machen Experimente möglich, an denen die Entsehung der Töne und die diese aufnehmende Hörempfindung, die etwa 10 Oktaven umfaßt, verständlich wird. In gleicher Weise erhalten wir über Stimme und Sprache Aufschluß. Wandern wir weiter, so finden wir Darstellungen des menschlichen Auges neben optischen Instrumenten, die die Empfindung, die wir Sehen nennen, illustrieren. — Die Zusammensetzung des Körpers nach seinen Bestandteilen: Wasser, Eiweiß, Fett, Kalk, Eisen usw. sehen wir dargestellt, finden dann eine Sammlung von verschiedenen Skeletten, die den Unterschied der Geschlechter zeigen, schließlich ein Kabinett, das am Eingang die Warnung: Nur für Ärzte trägt und originale anatomische Präparate von systematisch zerfaserten und in ihren Bestandteilen bloßgelegten menschlichen Körperteilen enthält, und kommen nun zu den letzten Kojen des zweiten Saales, die Stoff- und Kraftwechsel und den Einfluß von Klima und Wasser, Licht und Luft illustrieren und vorbereiten auf den dritten Saal.

Dieser dritte Saal ist ganz der Ernährung gewidmet; er zeigt die Grundstoffe der Nahrung und die verschiedenen Kategorien der Nahrungsmittel nach ihrer Herkunft, ihrer Zusammensetzung; Nährwert, Zubereitung, Verderbnis, Verunreinigung, Prüfung usw. So reichhaltig und interessant diese Abteilung mit ihren 12 Kojen ist, so unmöglich ist es doch, darüber zu berichten.

Der Saal IV umfaßt 28 Kojen und behandelt Kleidung, Wohnung und Siedlung. Seit zwanzigtausend Jahren vor unserer Zeit ist in Europa, wie vorgezeichnete Funde erzählen sollen, der Mensch auf die Kleidung angewiesen, seit er sein zum Rudiment gewordenes Haarleid künstlich ersetzen mußte. Von der Geschichte der Kleidung ist im zweiten Artikel schon einiges gesagt; heute gilt es noch immer, gegen die Unberuhnt der Kleidung anzukämpfen, gegen Korsett, Stöckelschuhe und sonstige konventionelle Kleidungsstücke. Das zeigt diese Abteilung in Beispiel und Gegenbeispiel, und dieses Prinzip ist auch bei der Ansiedelung und Wohnung durchgeführt. Da auch hier einige grundlegende historische und sozialhygienische Fragen schon behandelt sind und im übrigen eine erschöpfende Besprechung eine große Anzahl einzelner Fachartikel notwendig machen würde, so können wir darüber hinweggehen.

Die nächste Abteilung gibt eine Uebersicht auf die Entwicklung der Menschheit und ihrer Rassen und Völker von den um Jahrmillionen zurückliegenden Anfängen an und gipfelt schließlich in Darstellungen der Bevölkerungsdichtigkeiten, zuletzt der von Deutschland im Verhältnis zu anderen Ländern. In drei kleinen Sälen sind die Lebensalter des Menschen illustriert. Eine Sonderabteilung zeigt noch die narzotischen Genußmittel, Kaffee, Tee, Tabak, Opium, Alkohol in ihrer Schädlichkeit. Saal V demonstriert in 15 Gruppen die Volkskrankheiten, Saal VI die Verunreinigung; heider habe ich in den vorhergehenden Artikeln schon gedacht. Ebenso dessen, was Saal VII enthält, der der Körperpflege gewidmet ist und größtenteils in Abbildungen Bahnpflege, Leibesübung, Wasserbad, Luftbad illustriert.

Das ist die populäre Abteilung mit dem lapidaren Zeichen: Der Mensch. Man begreift die alte jüdische Lehre hier recht gut: Der Mensch ist ein Gefäß Gottes. Alles Guten und Herrlichen, Geistigen und Kräftigen. Ein Zeitalter, das aus niedrigen Instinkten das Menschenmaterial verweist, es aus Gleichgültigkeit verkommen läßt, ist keine Kulturperiode. So lange es noch nicht so ist, daß der Mensch schon im Vater und im Mutterleibe und als Säugling die vollkommensten Vorbedingungen seiner Lebensfähigkeit vorfindet, so lange die menschliche Gesellschaft hier noch Rücken in ihrem Pflichtkreis offen läßt, so lange fehlt es noch an der Vollkommenheit der Kultur. Hugo Hillig.

## Kleines feuilleton.

### Völkertunde.

Der Armensch von Westaustralien. Die Völkertunde hat es begriffen, daß sie sich mit dem Studium der Urbevölkerung von Australien beileben muß, weil ihre Vertreter einerseits vom Aussterben, andererseits von der Veränderung ihrer Sitten und Gebräuche durch das Eindringen der europäischen Kultur bedroht sind. Infolgedessen haben sich während der letzten Jahre schon mehrere völkertundliche Expeditionen nach Australien gewandt. Gegenwärtig befindet sich noch eine im Gebiet von Westaustralien, die von der Universität Cambridge ausgesandt worden ist und unter der Leitung von Dr. Brown steht. Sie hat den Auftrag insbe-

sondere die sozialen Verhältnisse und den magisch-religiösen Aberglauben und die daran sich knüpfenden Gebräuche der Eingeborenen von Westaustralien zu erforschen. Dr. Brown, der im Juli vorigen Jahres aufgebrochen war, hat jetzt einen vorläufigen Bericht über die bisherigen Ergebnisse seiner Reise gesandt. Unter den geistigen Vorstellungen der Westaustralier findet er besonders zwei bemerkenswert, die neben dem gewöhnlichen Totemismus bestehen und von ihm ganz unabhängig zu sein scheinen. Die eine beruht auf dem Aberglauben, daß ein Kind das Erzeugnis einer gewissen Speise ist, die von der Mutter gegessen wird. Die Hasenscharte eines kleinen Mädchens wurde dem Forscher als daher rührend gedeutet, daß die Mutter vor der Geburt eine Hasse gegessen hätte. Ein Mann, der ein Muttermal auf dem Rücken trug, sollte dies daher bekommen haben, daß sein Vater einen Beutelschach erlegt und seine Mutter ihn verzehrt hatte. Dieser Aberglauben erstreckt sich auch auf Tiere, denen sonst keine besondere Rücksicht gewidmet wird. Uebrigens ist eine psychologische Verbindung mit abergläubischen Vorstellungen, die über die Entstehung von Muttermalen und Mißbildungen bei uns im Volke noch herrschen, nicht schwer zu finden.

Ganz eigenartig ist die Entdeckung, daß bei den Westaustralierern eine Art von Vereinerung oder Scheimbund besteht, der allein dahin zu wirken hat, das Wachstum der kleinen Kinder zu begünstigen. Dabei spielen die sonderbarsten Arten von Geisterglauben und Zauberei mit. Unter einem Volksstamm, der mit dem Namen Nhamel bezeichnet wird, ist es ein ganz gewöhnlicher Brauch, daß ein Mann, um für seine Nachkommenschaft zu sorgen, ein „Geisterkind“ auf eine Frau wirft, aber nicht etwa auf seine eigene Frau, sondern gewöhnlich auf die eines Stammbruders. Natürlich muß er sich das Geisterkind erst besorgen, und das geschieht dadurch, daß er ein bestimmtes Tier erlegt und von ihm etwas Fett nimmt. Dies Fett verwandelt sich dann in das Geisterbaby, das ihm nun von selbst folgt, wenn er heimgeht. Er erhält dann weitere Besuche dieses kleinen Geistes zur Nachtzeit und hat ihm dann den Auftrag zu geben, wo es seine Mutter zu suchen hat. Der Geist geht dann in die Mutter hinein, und wenn das Kind geboren ist, so erkennt der Mann in seinen Zügen das Kind wieder, das er selbst gesandt hatte. Dies geisthafte Wesen nennen die Westaustralier Worora. Diese sonderbaren Gebräuche und Vorstellungen scheinen aber bei diesen Urmenschen noch keine vollendete logische Entwicklung erfahren zu haben, denn es fehlt zum Beispiel auch in diesem Punkt an dem Glauben an eine besondere Beziehung zwischen dem später geborenen Kind und dem Tier, aus dessen Fett sein Geist hatte entstehen sollen. Dr. Brown will sich bemühen, noch tiefer in diese wunderliche Geisteswelt der australischen Urmenschen einzudringen.

### Geologisches.

Vom tiefsten Bohrloch der Erde. Vor wenigen Monaten ging eine Notiz durch die Presse, wonach bei Czuchow in Oberschlesien ein Bohrloch bis in die größte bis jetzt erreichte Tiefe von 2240 Metern niedergebracht worden sei. Der Baie ahnt bei dem Lesen dieser Nachricht in der Regel nicht, welche Mengen von Zeit, Arbeit und Material, welche Geldsummen zu einer derartigen Bohrung nötig sind; daher sei hier einiges aus dem Bericht angeführt, den Bergrat Jäger, der die Bohrung leitete, seinem Auftraggeber, dem Bergfiskus, erstattete. Das Bohrloch sollte dazu dienen, über die Mächtigkeit, Tiefe, Lagerung usw. der dort unterirdisch verbreiteten Steinkohlenlager Aufschluß zu geben und war ursprünglich nur für eine Tiefe bis zu 1500 Meter geplant. Am 25. September 1906 wurde mit der Arbeit begonnen; am 10. Dezember 1906 wurde das später fertiggestellte Bohrloch angefangen. Man begann mit Rohren von 440 Millimeter Weite; als am 12. Februar 1907 eine Tiefe von 227 Metern erreicht war, waren bereits 15 130 Kilogramm Rohre eingebaut. Bis in eine Tiefe von 568 Metern arbeitete der Weisel, dann traten Diamantkronen in Tätigkeit, zunächst in Rohren von 185 Millimetern Durchmesser. Als Gestänge für den Bohraparat dienten Mannesmannrohre von 35 x 49 Millimeter Durchmesser. Das Gestänge besaß ein gewaltiges Gewicht; bei der im Anfang des Jahres 1909 erreichten Tiefe von 2200 Metern betrug sein Gewicht 14 200 Kilogramm; das Aufholen und Wiedereinlassen erforderte jedesmal volle 14 Stunden. Die Arbeit begegnete häufig den größten Schwierigkeiten durch Abschleifen der Rohre, Eindringen von Fließsand, Bruch des Gestänges, des Diamantbohrers u. a. m.; doch wurde man ihrer Herr, selbst aus 1748 Meter Tiefe gelang es durch geschickt konstruierte Vorrichtungen noch zerbrochene Rohre, Gestänge und Kronen heraufzuholen.

Am 15. Februar 1909 wurde in einer Tiefe von 2239,72 Meter die Bohrung eingestellt. Bis Ende März wurde das Bohrloch noch zu Temperaturmessungen offengehalten; in 2221 Meter Tiefe zeigte das Thermometer 83,4 Grad Celsius; dann wurden die Rohre, von denen nur ein Teil verloren ging, wieder aus der Erde gezogen und der frühere Zustand des Platzes wieder hergestellt. Das Ergebnis der Bohrung war, daß 117,84 Meter Kohlen in 161 Klößen und Schmitzen angebohrt wurden. 803 Tage insgesamt waren zur Arbeit nötig gewesen. Verbrauch wurden über 4000 Meter Rohre im Gesamtgewicht von 126 492 Kilogramm und im Werte von 69 758 M. Der Diamantenverbrauch betrug 704/100 Karat. Die Kosten stellten sich auf 144,53 M. pro Meter Bohrung, insgesamt auf 323 712,47 M. Damit ist Czuchow das teuerste bis jetzt niedergebrachte Bohrloch.